

Zeit und nicht gewesen wäre. Bis zu einem gewissen Grade geschah das aber trotzdem.

Der nächste, „Jeff“, war von etwas leichterem Gewicht als die beiden vorerwähnten und ein kleiner Gentleman, mit dem lebenswichtigsten Charakter, den man sich denken kann. Er war stets darauf bedacht, seine Zuggurte straff zu halten, ohne daß der nachfolgende nötig hatte ihn durch einen kräftigen Biß in die Hinterbeine darüber zu belehren, daß er nicht gewillt war, seine Arbeit mitzutun. Wenn ich bloß seinen Namen rief, sprang er vor Dienst-eifer in die Luft. Er kannte alle Kommandos so gut wie der Leithund und wußte immer jämmerlich, wenn er mit den anderen zusammen die Reitsche aus Walroghhaut zu fügen bekam, was aber selten genug geschah. Hätte er allein Schläge bekommen, ich glaube, die Scham vor seinen Kameraden würde ihm das Herz gebrochen haben, denn er hätte gewußt, daß sie unerdient waren. Dabei war er ein Muster von Reinlichkeit und sein langes, braunes Haar glänzte stets wie gepönnene Seide.

„Digie“, sein „Wintermann“, war nicht ganz so wertvoll wie die anderen. Er hatte das längste Haar und das leichteste Gewicht von allen und verfügte demgemäß, im Verhältnis zu den anderen wenigstens, über geringere Kraft. Aber er war willig und ein leidenschaftlicher Jäger. Ich brauchte nur das Schnalzen eines Eichhörnchens nachzuahmen oder ein Hofe oder ein Redhuhn brachte über den Trail zu laufen, so verfuhrte er alles Wildgese, aus dem Gesicht zu brennen, um die Verfolgung aufzunehmen.

„R.“, der letzte vor dem Wheeldog, war ein großer, schlaksiger, ein richtiger „Barren“. Der einen zum Vordringen brachte, wenn man wußte, daß er eine tüchtige Tracht „Prügel“ verdient hatte und man sie ihm verabschieden wollte. Er war fett und ungeschicklich. Sein weißes und braunes Haar war fast so lang als das von Digie, aber er litt unter dem Nachteil, daß seine Gangart von der seiner Kameraden abwich. Während diese Fußgänger waren, war er ein Trotter. Wenn sich das Gesepp dahinter in rhythmischer Schwung eines „Hinf-Wiegen“-Strebens befand, hatte er in Sägen zu springen, da seine Gangart sich diesem Rhythmus nicht anpaßte. Das war dann auch meist die Zeit, wo seine Verstellungskunst offenbar wurde. Er stellte sich krank oder lahmer, aber so bald sich nur ein Stück Wild in der Nähe zeigte, waren Krankheit und Lahmheit völlig verschwunden, und er zog kräftiger im Gesepp als alle anderen und der Jagdeifer ließ jedes Haar seines dicken Fells sich sträuben.

Einmal jeden Tag konnte ich sicher sein, daß sich folgende Szene abspielte:

Der Trail führte vielleicht eine Anhöhe hinauf, oder es lag tiefer Schnee, der von Mensch und Tier die Anspannung aller Kräfte forderte. Das packte Mutt nicht. Von Anstrengung ist er kein allzu großer Freund. Mit einem vorsichtigen Blick nach mir, ob ich es auch nicht bemerke, läßt er die Zugstränge schlaff werden. Ein leichter Reitschlag, den er durch sein dickes Fell kaum fühlen kann, entlockt ihm ein jämmerliches Geheul und läßt ihn für eine Weile wieder stramm ziehen. Es dauert aber nicht lange, so werden die Zugstränge wieder schlaff. Der Leithund fühlt sehr bald den schweren Zug und da er kein Gesepp genau kennt, weiß er auch, wer der Drückberger ist, und dreht den Kopf mit einem mahnenden Knurren und bloßgelegten Zähnen nach ihm.

Das wirkt für eine kurze Weile. Mutt zieht wie ein braver Huskie. Bald sieht er aber wieder nicht ein, warum er sich so anstrengen soll, wo doch die anderen genügend arbeiten — und es gibt ein noch viel energischeres Knurren vom Leithund.

Das wiederholte sich ein drittes Mal.

Jetzt aber hat Kenlo, der Leithund, die Geduld verloren, und in weitem Bogen, um die Leinen der Geseppre nicht in Unordnung zu bringen, nähert er sich dem Missetäter. Stiller, der Wheeldog, Jeff und Digie stehen still und schauen auf Mutt. Der liegt auf dem Rücken mit den Füßen in der Luft und heult zum Götterbarnen.

Ich kann mich einmischen auf den Schritten setzen — denn ich weiß, was jetzt kommt. Es geht alles ganz programmäßig zu. Kenlo erreicht Mutt und für eine Minute oder zwei ist die Luft voll von Kenlos mütendem Geheul und Muts ohrenzerreißendem Wimmeln und Geulen.

Kenlo faßt den Sünder aber nicht an der Gurgel, wie er es bei einem fremden Hunde in einem Kampfe auf Leben und Tod tun würde, sondern zwängt ihn mit seinen scharfen Zähnen nur in das lose Fell an seiner Brust und den

Seiten. Das tut weh und nicht darum auch recht heilsam, aber man stirbt nicht daran.

Nachdem er seine Strafe empfangen und der Leithund sich wieder an seinen Platz begeben hat, steht auch Mutt auf, zufrieden, daß die Sache zu Ende ist. Für diesen Tag tut er nun seine Pflicht — aber auch nur für diesen, denn am nächsten wiederholt sich der Vorgang vollständig ganz in derselben Weise.

Und da gibt es Leute, die behaupten, die meisten Tiergeschichten taugten nichts, weil die Tiere darin zu sehr vernünftigt würden!

— C —

Oberschlesische Adventslegende

Bei Rosenberg in Oberschlesien steht ein altes, sagenumwobenes Wallfahrtskirchlein aus Schrottholz, das der heiligen Mutter Anna geweiht ist. Der allgemein beliebte, 1886 verstorbene Pfarrer des Dörfchens Wyßhoka, Richard Koröjien, schloß dort auf dem einsamen Friedhofe des mauernden am Balde gelegenen Gotteshauses als einziger Pfarrer den letzten Schlaf. Wie nun der Volksmund erzählt, sei er gewürdigt, dort im Heiligtum des Herrn alljährlich in der Adventszeit die Frühmesse, in katholischen Kreisen „Moratemesse“ genannt, von „Morate“ — lautet den Anfangsworten bei Jes. 45, 5) abgeleitet, bis zur Erfüllung der irdischen Zeiten zu lesen.

Wenn es schneit und stürmt und das Städtchen Rosenberg noch träumt, da läuten in aller Frühe unsichtbare Glocken rundum über den Gottesäckern von St. Anna, St. Michael und St. Corpus Christi. Dann entsteigt der tote Pfarrer, von einer Weise geweckt, die an den Grabstein mit dem Schmädelchen gepocht, feierlich seiner Schlämmerritte, und die Verstorbene, welche auf den Friedhöfen ruhen, finden sich ein zur Morgenandacht. Die Umgebung des Kirchleins und sein Inneres erstrahlen im zauberischen Schimmer, und goldenes Licht flutet aus dem geöffneten Kapellentor weithin in die Dunkelheit der Nacht hinaus. In diesem Dämmerlicht drängen sich Hirche, Rehe, Hasen und mancherlei anderes Waldgesepp dicht beieinander. An den Rostettenfenstern der Kapelle hocken zahlreiche Vögel und schauen hinab in das Lang- und Rundschiff. Frommer Gang wird vernehmbar. Im Windeswehen, wie von Aeolsharfen, tönt's: „Tautet, Himmel, den Gerechten!“ Es glüht ein Morgenrot hinauf und noch manch anderer ehrender Hymnus. Weile nach ihrer Weise geben auch die Tiere dem Verlangen nach Erlösung der Geschöpfe Ausdruck. In dem Augenblick, wenn bei St. Anna der Gottesdienst zu Ende ist, das Ecce Dominus verhallt ist u. Priester u. Gläubige sich wieder in ihre Gräber zur Ruhe gelegt haben, rufen die Glocken von Rosenberg u. Wyßhoka zur dortigen Moratemesse. Draußen aber am Walde, am Kirchlein von St. Anna, sieht man die Tiere noch lange rasten, bis das Morgengrauen anhebt, in der Erinnerung an den Jambor der lieblichen überirdischen Erscheinung.

(Diese hübsche Legende, die wir dem Zentralorgan des Oberschlesischen Hilfsbundes und der Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier in Oberschlesien entnehmen, legt bereites Zeugnis ab von der Tiefe des oberchlesischen Volkscharakters.)

— D —

Am Ausguck

Wunderliches über die Schlafzeiten der Mäuse und Frösche.

Für uns Menschen und alle sogenannten Tagestiere teilt sich der astronomische vierundzwanzigstündige Tag nach der herrschenden Helle oder Dunkelheit fast durchweg in eine Wach- und eine Ruheperiode. Anders verhält es sich nach den sorgfältigen Untersuchungen von J. C. Szymanski mit den weißen Mäusen. Ohne Störung überlassen sich diese Tierchen, einerseits, ob es dunkel oder hell ist, sechzehnmal in jeden vierundzwanzig Stunden der Ruhe und dem Schlafen und zwar mit solcher Regelmäßigkeit, daß auf jede Wach- und Ruheperiode fünfundvierzig Minuten entfallen. — Die gewöhnlichen grauen Mäuse machen, wenn man die Zeiten des Wachens und Schlafens so nennen will, binnen vierundzwanzig Stunden nicht sechzehn, sondern neunzehn „Tage und Nächte“ durch, wenn sie ganz sich selbst überlassen sind. — Unter biederer Taubstorch hat es bei seinem beschaulichen Leben wenigstens zu zwei Wach- und Ruheperioden innerhalb eines astronomischen Tages gebracht. — Mäusen diesen abnormalen Schlaf-

zeiten zugrunde liegen, bedarf noch der wissenschaftlichen Aufklärung.

Des Wintergewand der Tiere.

In allen Ländern, in denen die Winterzeit kalt und frostig ist, legen sich die Tiere, die im freien Leben, einen Winterpelz an. Die Haare werden länger, oder das Fell nimmt an Dichtigkeit zu, so zum Beispiel zieht das Eichhörnchen das glatte Sommerfell aus und schlüpft in eine erdbeerlich dickere Haut, zu der sich dann auch längere Ohrbüschel gesellen. Trollich sieht es aus, wenn sich die maurischen Ponies zur Winterzeit ein so zottiges Fell anschaffen, wie es junge Bären haben. Man denke weiter an den Spatz, der in der kalten Jahreszeit trotz magerer Kost dick und rundlich seinen neuen Federpelz aufplustert. Aber nur in der archaischen und subarktischen Zone tritt mit dem Auswechseln des Fells auch eine Veränderung der Farbe ein. In Mitteleuropa machen das Biesel und der Berghase die Wintermode des Farbenswechsels mit. Im Sommer stellt sich der Berghase als ein braunes Tierchen mit schwarzen Ohren vor, hat man Gelegenheit, ihn im Winter zu sehen, so darf man seinen vornehmen weißen Pelz berühren, zu dem koketterweise die schwarzen Ohren verblieben sind. Ähnlich macht es das Biesel, das im Sommer rötlich-braun aussieht, dazu einen schwarzen Schwanz präsentiert. In der kalten Jahreszeit wird das Fell immer heller; je strenger der Winter ist, je länger der Schnee liegen bleibt, um so heller wird das Bieselfell; oft genug sind dann die Leute in größtes Staunen darüber geraten, daß sie ein echtes Hermelfin gefangen haben, weisses Fell und schwarze Schwanzspitzen, um sich dann belehren zu lassen, daß ein Hermelin ein Biesel in ständiger Winterfell ist. Unter den Vögeln glänzt natürlich das Schneehuhn mit seiner herrlichen Wintergarderobe hervor, die blendend weiß ist mit einem schmalen schwarzen Band über den Augen und ein paar schwarzen Federn unter dem Schwanz.

— E —

Büchertisch

Alfred Brehm, In Steppen und Urwäldern. Weitere Reisen, Jagden und Tiergeschichten. Herausgegeben von Carl W. Neumann. Mit vier farbigen Bildern von R. Mühlmeister. 142 Seiten. Oktav. Halbleinen. RM. 4.50. R. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

Brehms erstklassiges „Tierleben“ kennt alle Welt, nur wenige aber wissen bis heute, daß dieser Meister der Tierbeschreibung zugleich ein berühmter Forschungsreisender war, der den sechsten Teil seines Lebens in fremden Erdteilen zugebracht hat. Was weiß man heute von alledem? Das „Tierleben“ ist in aller Mund und hat den Namen seines Verfassers durch die gesamte Kulturwelt getragen, kaum jemand aber erinnert sich mehr an die Reiseberichte des Forschers Brehm. In vorliegendem Werk bietet nun Carl W. Neumann eine beachtenswerte Auswahl der Schilderungen seiner Forscher- und Wanderfahrten, seiner Erkenntnisse unter Tieren und Menschen in Afrika und Sibirien, auf nahen und fernen Meeren, die frisch und bedeutsam sowohl die abenteuerlustige Jugend wie auch ein geruchfahres Alter fesseln werden. Das ebenso vielseitige, wie geschmackvoll ausgestattete Werk enthält zugleich 16 farbenfrohe Illustrationen des bekannten Münchener Künstlers Karl Mühlmeister, die vor allem die Nacht Ägyptens und die Endlosigkeit der russischen Steppe vor Augen führen.

v. Lauff, Josef, Der Tucher von Köln. Mit 4 Bildern von R. O. Boffert. 142 Seiten. Oktavformat. Halbleinen RM. 4.—. R. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

Zwei Männer, beide hart wie Stahl, ringen um ihre Ueberzeugung. Da muß der eine den anderen niederzuschlagen. Wohl bleibt der Tucher Sieger über den Bürgermeister, der seine Tochter gestiftet. Aber der finstere Dombaumeister, dem von der Sippe des Bürgermeisters ein St. Vater gerichtet, und der nichts fündig als Haß und Rache, tritt dazwischen, und als der Tucher ihm nicht hart genug ist, stürzt er auch ihn durch List und Ränke ins Unglück. Es ist gewissermaßen ein modernes Buch, da es den Kampf der Stände, der im 15. Jahrhundert durch alle großen deutschen Städte ging, wiedergibt. Künstlerisch besonders hochstehend, eignet es sich für Erwachsene ebenso wie für die Jugend.

Verantwortlich: S. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: P. A. Sank, Altena.

„Auf einer Burg“

Eingeschlafen auf der Mauer
oben ist der alte Ritter;
oben der alte Regensauer,
und der Wind rauscht durch das Gitter.

Eingewachsen Bart und Haare
und versteinert Brust und Knauf,
sitzt er viele hundert Jahre
oben in der stillen Mauer.

Eine Hochzeit fährt da unten
auf dem Rhein im Sonnenschein,
Mädchen spielen mit dem Wein,
und die schöne Braut, die weinet.

Draußen ist es still und friedlich,
alle sind ins Laß gezogen,
Waldevögeln einsam singen
in den leeren Fensterbogen.

Josef von Eichendorff.

Von den Reben und dem Wein

Zeitgemäße Betrachtung

von Alexander von Gleichen-Ruhwurm.

„Tage der Weinlese, fröhliche Tage“, sagt ein Sprichwort aus der guten alten Zeit. Rot leuchtet das Laub in der Herbstsonne und Taupfropfen glänzen auf den Trauben, eifrig geht der Winger an die Arbeit, die in guten Jahren zum Feste wird, wenn auch nicht mehr in dem einzigen hellen Ton von sich gab: „Trinkt, Sinne, mit dem die Alten Dionysos feierten.“ Sie nannten ihn den Sorgenbrecher und ihre Dichter behaupteten, daß er dem Menschen die Gabe verleihe, wahr und weise zu reden. Des Mannes Spiegel ist nach Alkaios der Wein, und manches seiner Väter sagt, daß auf dem Grunde des Bechers die Göttin der Wahrheit wohne. Dementsprechend könnten amerikanische moderne Dichter mit Recht behaupten, daß dort, wo der Wein verboten sei, die Göttin der Heuchelei auf dem Grunde des Bechers wohnen.

Romulus opferte den Göttern die Milch der Herde. Der kräftige Sohn des städtebaulichen Gebietes wußte nichts vom Bau der Rebe, aber Numa Pompilius sprengte bereits auf das Grab der Toten mit gläubigem Gebet rotglühenden Wein. Auf einem römischen Mosaikfußboden findet sich eine Darstellung der Weinlese, bei der die schönsten Trauben den Göttern geopfert werden. Vor jedem Mahl, vor jedem Fest, bei dem der Becher fröhlich kreiste, bekamen die Erben ihr Teil, zum Dank, daß sie dem Menschen im Weinstock ein Stückchen Seligkeit, „ein wahres Erdenglück“ geschenkt. „Niemand wird ein Lied auf die Dauer bestehen und gefallen“, rief Horaz, „das beim Wasser erdacht ist.“ Erst aus des Schöffels trinkfroher Poesie läßt sich die gleiche Stimmung, das gleiche Gemüt erkennen.

Ins germanische Land fandet ersten Dichtergesang Aufonius mit einem Lob der deutschen Reben. Die kräftige Blume unserer Weine, die rebstockumgrüntes Ufer der Mosel, Bistutis blaue schmanderliche Augen befeuern ihn zu lieblichem Idyll. Mit der jungen Kultur kam der Wein, mit dem Christentum verbreitete er sich in ferne Gauen, und die frommen Apostel trugen Christi Worte vom Weinstock und Rebe der laufenden Menge.

Wie die Alten auf die Grabhügel der Dichter Reben pflanzten, so setzt die Meister Gottrich von Straßburg neben einen Rosenstrauch auf das neue Grab Tristans und Isolides.

„Auf einer Burg“

Eingeschlafen auf der Mauer
oben ist der alte Ritter;
oben der alte Regensauer,
und der Wind rauscht durch das Gitter.

Eingewachsen Bart und Haare
und versteinert Brust und Knauf,
sitzt er viele hundert Jahre
oben in der stillen Mauer.

Eine Hochzeit fährt da unten
auf dem Rhein im Sonnenschein,
Mädchen spielen mit dem Wein,
und die schöne Braut, die weinet.

Draußen ist es still und friedlich,
alle sind ins Laß gezogen,
Waldevögeln einsam singen
in den leeren Fensterbogen.

Josef von Eichendorff.

Von den Reben und dem Wein

Zeitgemäße Betrachtung

von Alexander von Gleichen-Ruhwurm.

„Tage der Weinlese, fröhliche Tage“, sagt ein Sprichwort aus der guten alten Zeit. Rot leuchtet das Laub in der Herbstsonne und Taupfropfen glänzen auf den Trauben, eifrig geht der Winger an die Arbeit, die in guten Jahren zum Feste wird, wenn auch nicht mehr in dem einzigen hellen Ton von sich gab: „Trinkt, Sinne, mit dem die Alten Dionysos feierten.“ Sie nannten ihn den Sorgenbrecher und ihre Dichter behaupteten, daß er dem Menschen die Gabe verleihe, wahr und weise zu reden. Des Mannes Spiegel ist nach Alkaios der Wein, und manches seiner Väter sagt, daß auf dem Grunde des Bechers die Göttin der Wahrheit wohne. Dementsprechend könnten amerikanische moderne Dichter mit Recht behaupten, daß dort, wo der Wein verboten sei, die Göttin der Heuchelei auf dem Grunde des Bechers wohnen.

Romulus opferte den Göttern die Milch der Herde. Der kräftige Sohn des städtebaulichen Gebietes wußte nichts vom Bau der Rebe, aber Numa Pompilius sprengte bereits auf das Grab der Toten mit gläubigem Gebet rotglühenden Wein. Auf einem römischen Mosaikfußboden findet sich eine Darstellung der Weinlese, bei der die schönsten Trauben den Göttern geopfert werden. Vor jedem Mahl, vor jedem Fest, bei dem der Becher fröhlich kreiste, bekamen die Erben ihr Teil, zum Dank, daß sie dem Menschen im Weinstock ein Stückchen Seligkeit, „ein wahres Erdenglück“ geschenkt. „Niemand wird ein Lied auf die Dauer bestehen und gefallen“, rief Horaz, „das beim Wasser erdacht ist.“ Erst aus des Schöffels trinkfroher Poesie läßt sich die gleiche Stimmung, das gleiche Gemüt erkennen.

Ins germanische Land fandet ersten Dichtergesang Aufonius mit einem Lob der deutschen Reben. Die kräftige Blume unserer Weine, die rebstockumgrüntes Ufer der Mosel, Bistutis blaue schmanderliche Augen befeuern ihn zu lieblichem Idyll. Mit der jungen Kultur kam der Wein, mit dem Christentum verbreitete er sich in ferne Gauen, und die frommen Apostel trugen Christi Worte vom Weinstock und Rebe der laufenden Menge.

Wie die Alten auf die Grabhügel der Dichter Reben pflanzten, so setzt die Meister Gottrich von Straßburg neben einen Rosenstrauch auf das neue Grab Tristans und Isolides.

„Auf einer Burg“

Eingeschlafen auf der Mauer
oben ist der alte Ritter;
oben der alte Regensauer,
und der Wind rauscht durch das Gitter.

Eingewachsen Bart und Haare
und versteinert Brust und Knauf,
sitzt er viele hundert Jahre
oben in der stillen Mauer.

Eine Hochzeit fährt da unten
auf dem Rhein im Sonnenschein,
Mädchen spielen mit dem Wein,
und die schöne Braut, die weinet.

Draußen ist es still und friedlich,
alle sind ins Laß gezogen,
Waldevögeln einsam singen
in den leeren Fensterbogen.

Josef von Eichendorff.

Von den Reben und dem Wein

Zeitgemäße Betrachtung

von Alexander von Gleichen-Ruhwurm.

„Tage der Weinlese, fröhliche Tage“, sagt ein Sprichwort aus der guten alten Zeit. Rot leuchtet das Laub in der Herbstsonne und Taupfropfen glänzen auf den Trauben, eifrig geht der Winger an die Arbeit, die in guten Jahren zum Feste wird, wenn auch nicht mehr in dem einzigen hellen Ton von sich gab: „Trinkt, Sinne, mit dem die Alten Dionysos feierten.“ Sie nannten ihn den Sorgenbrecher und ihre Dichter behaupteten, daß er dem Menschen die Gabe verleihe, wahr und weise zu reden. Des Mannes Spiegel ist nach Alkaios der Wein, und manches seiner Väter sagt, daß auf dem Grunde des Bechers die Göttin der Wahrheit wohne. Dementsprechend könnten amerikanische moderne Dichter mit Recht behaupten, daß dort, wo der Wein verboten sei, die Göttin der Heuchelei auf dem Grunde des Bechers wohnen.

Romulus opferte den Göttern die Milch der Herde. Der kräftige Sohn des städtebaulichen Gebietes wußte nichts vom Bau der Rebe, aber Numa Pompilius sprengte bereits auf das Grab der Toten mit gläubigem Gebet rotglühenden Wein. Auf einem römischen Mosaikfußboden findet sich eine Darstellung der Weinlese, bei der die schönsten Trauben den Göttern geopfert werden. Vor jedem Mahl, vor jedem Fest, bei dem der Becher fröhlich kreiste, bekamen die Erben ihr Teil, zum Dank, daß sie dem Menschen im Weinstock ein Stückchen Seligkeit, „ein wahres Erdenglück“ geschenkt. „Niemand wird ein Lied auf die Dauer bestehen und gefallen“, rief Horaz, „das beim Wasser erdacht ist.“ Erst aus des Schöffels trinkfroher Poesie läßt sich die gleiche Stimmung, das gleiche Gemüt erkennen.

Ins germanische Land fandet ersten Dichtergesang Aufonius mit einem Lob der deutschen Reben. Die kräftige Blume unserer Weine, die rebstockumgrüntes Ufer der Mosel, Bistutis blaue schmanderliche Augen befeuern ihn zu lieblichem Idyll. Mit der jungen Kultur kam der Wein, mit dem Christentum verbreitete er sich in ferne Gauen, und die frommen Apostel trugen Christi Worte vom Weinstock und Rebe der laufenden Menge.

Wie die Alten auf die Grabhügel der Dichter Reben pflanzten, so setzt die Meister Gottrich von Straßburg neben einen Rosenstrauch auf das neue Grab Tristans und Isolides.

„Auf einer Burg“

Eingeschlafen auf der Mauer
oben ist der alte Ritter;
oben der alte Regensauer,
und der Wind rauscht durch das Gitter.

Eingewachsen Bart und Haare
und versteinert Brust und Knauf,
sitzt er viele hundert Jahre
oben in der stillen Mauer.

Eine Hochzeit fährt da unten
auf dem Rhein im Sonnenschein,
Mädchen spielen mit dem Wein,
und die schöne Braut, die weinet.

Draußen ist es still und friedlich,
alle sind ins Laß gezogen,
Waldevögeln einsam singen
in den leeren Fensterbogen.

Josef von Eichendorff.

Von den Reben und dem Wein

Zeitgemäße Betrachtung

von Alexander von Gleichen-Ruhwurm.

„Tage der Weinlese, fröhliche Tage“, sagt ein Sprichwort aus der guten alten Zeit. Rot leuchtet das Laub in der Herbstsonne und Taupfropfen glänzen auf den Trauben, eifrig geht der Winger an die Arbeit, die in guten Jahren zum Feste wird, wenn auch nicht mehr in dem einzigen hellen Ton von sich gab: „Trinkt, Sinne, mit dem die Alten Dionysos feierten.“ Sie nannten ihn den Sorgenbrecher und ihre Dichter behaupteten, daß er dem Menschen die Gabe verleihe, wahr und weise zu reden. Des Mannes Spiegel ist nach Alkaios der Wein, und manches seiner Väter sagt, daß auf dem Grunde des Bechers die Göttin der Wahrheit wohne. Dementsprechend könnten amerikanische moderne Dichter mit Recht behaupten, daß dort, wo der Wein verboten sei, die Göttin der Heuchelei auf dem Grunde des Bechers wohnen.

Romulus opferte den Göttern die Milch der Herde. Der kräftige Sohn des städtebaulichen Gebietes wußte nichts vom Bau der Rebe, aber Numa Pompilius sprengte bereits auf das Grab der Toten mit gläubigem Gebet rotglühenden Wein. Auf einem römischen Mosaikfußboden findet sich eine Darstellung der Weinlese, bei der die schönsten Trauben den Göttern geopfert werden. Vor jedem Mahl, vor jedem Fest, bei dem der Becher fröhlich kreiste, bekamen die Erben ihr Teil, zum Dank, daß sie dem Menschen im Weinstock ein Stückchen Seligkeit, „ein wahres Erdenglück“ geschenkt. „Niemand wird ein Lied auf die Dauer bestehen und gefallen“, rief Horaz, „das beim Wasser erdacht ist.“ Erst aus des Schöffels trinkfroher Poesie läßt sich die gleiche Stimmung, das gleiche Gemüt erkennen.

Ins germanische Land fandet ersten Dichtergesang Aufonius mit einem Lob der deutschen Reben. Die kräftige Blume unserer Weine, die rebstockumgrüntes Ufer der Mosel, Bistutis blaue schmanderliche Augen befeuern ihn zu lieblichem Idyll. Mit der jungen Kultur kam der Wein, mit dem Christentum verbreitete er sich in ferne Gauen, und die frommen Apostel trugen Christi Worte vom Weinstock und Rebe der laufenden Menge.

Wie die Alten auf die Grabhügel der Dichter Reben pflanzten, so setzt die Meister Gottrich von Straßburg neben einen Rosenstrauch auf das neue Grab Tristans und Isolides.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 13 Mittwoch, 25. November 1925

Auf einer Burg

Eingeschlafen auf der Mauer
oben ist der alte Ritter;
oben der alte Regensauer,
und der Wind rauscht durch das Gitter.

Eingewachsen Bart und Haare
und versteinert Brust und Knauf,
sitzt er viele hundert Jahre
oben in der stillen Mauer.

Eine Hochzeit fährt da unten
auf dem Rhein im Sonnenschein,
Mädchen spielen mit dem Wein,
und die schöne Braut, die weinet.

Draußen ist es still und friedlich,
alle sind ins Laß gezogen,
Waldevögeln einsam singen
in den leeren Fensterbogen.

Josef von Eichendorff.

Von den Reben und dem Wein

Zeitgemäße Betrachtung

von Alexander von Gleichen-Ruhwurm.

„Tage der Weinlese, fröhliche Tage“, sagt ein Sprichwort aus der guten alten Zeit. Rot leuchtet das Laub in der Herbstsonne und Taupfropfen glänzen auf den Trauben, eifrig geht der Winger an die Arbeit, die in guten Jahren zum Feste wird, wenn auch nicht mehr in dem einzigen hellen Ton von sich gab: „Trinkt, Sinne, mit dem die Alten Dionysos feierten.“ Sie nannten ihn den Sorgenbrecher und ihre Dichter behaupteten, daß er dem Menschen die Gabe verleihe, wahr und weise zu reden. Des Mannes Spiegel ist nach Alkaios der Wein, und manches seiner Väter sagt, daß auf dem Grunde des Bechers die Göttin der Wahrheit wohne. Dementsprechend könnten amerikanische moderne Dichter mit Recht behaupten, daß dort, wo der Wein verboten sei, die Göttin der Heuchelei auf dem Grunde des Bechers wohnen.

Romulus opferte den Göttern die Milch der Herde. Der kräftige Sohn des städtebaulichen Gebietes wußte nichts vom Bau der Rebe, aber Numa Pompilius sprengte bereits auf das Grab der Toten mit gläubigem Gebet rotglühenden Wein. Auf einem römischen Mosaikfußboden findet sich eine Darstellung der Weinlese, bei der die schönsten Trauben den Göttern geopfert werden. Vor jedem Mahl, vor jedem Fest, bei dem der Becher fröhlich kreiste, bekamen die Erben ihr Teil, zum Dank, daß sie dem Menschen im Weinstock ein Stückchen Seligkeit, „ein wahres Erdenglück“ geschenkt. „Niemand wird ein Lied auf die Dauer bestehen und gefallen“, rief Horaz, „das beim Wasser erdacht ist.“ Erst aus des Schöffels trinkfroher Poesie läßt sich die gleiche Stimmung, das gleiche Gemüt erkennen.

Ins germanische Land fandet ersten Dichtergesang Aufonius mit einem Lob der deutschen Reben. Die kräftige Blume unserer Weine, die rebstockumgrüntes Ufer der Mosel, Bistutis blaue schmanderliche Augen befeuern ihn zu lieblichem Idyll. Mit der jungen Kultur kam der Wein, mit dem Christentum verbreitete er sich in ferne Gauen, und die frommen Apostel trugen Christi Worte vom Weinstock und Rebe der laufenden Menge.

Wie die Alten auf die Grabhügel der Dichter Reben pflanzten, so setzt die Meister Gottrich von Straßburg neben einen Rosenstrauch auf das neue Grab Tristans und Isolides.

An den Grenzen der Erde

Von Dr. Rudolf Wegener-Vorlin.

Wo liegen die Grenzen der Erde? Da sie einer Kugel gleich, überall und auch nirgend. Wir suchen uns vier eigentümliche Erdpunkte aus, die besonders in der Wissenschaft eine große Rolle spielen, nämlich den Nordpol, Südpol, den höchsten Gipfel und den tiefsten Meeresgrund.

Berechnen wir uns auf den Nordpol. Im April 1909 kam ihm der Amerikaner Peary auf Schimweite nahe. Eine Unmenge Packeis-massen häuften sich dort auf, dem Wasser bildeten den Untergrund; kein fester Boden umgibt den Nordpol.

Weinland, kunstvoll in Stein gehauen, schmückt den Drehpunkt der Erde, sondern nur tiefes Meer. Eine Kälte von durchschnittlich 25 Grad C herrscht hier, die in der langen Polarnacht noch tiefer sinken kann. Wo wir auch hinblicken, stets haben wir Süden vor uns, Osten und Westen gibt es nicht, alle Winde müssen aus Süden wehen. Ein halbes Jahr kann man die Sonne sehen, die gleiche Zeit ist sie unseren Blicken verborgen. Würde die Erdoberfläche in Wirklichkeit bestehen, und nähmen wir auf ihr Platz, so dauert es volle 24 Stunden, bis wir einmal herumgedreht sind.

Wir wandern nach dem Südpol. Ähnliche Verhältnisse wie im Norden trifft man auf ihm. Der Norweger Amundsen und der Engländer Scott erreichten diese Stelle im Dezember 1911 und Januar 1912 bei einer Kälte von etwa 30 Grad. Eine weite ebene Hochfläche von gegen 3000 Meter Höhe breitet sich vor ihren Augen aus. Hier liegt festes Land und kein Wasser wie am Nordpol. Nur die Nordrichtung ist möglich, es wehen nur Nordwinde. Mittag ist dann, wenn in dem halben Jahre die Sonne am höchsten steht, also bei Sommerbeginn.

Wir klettern jetzt auf den höchsten Berggipfel, den Everest im Himalaja, der eine Höhe von fast 9000 Metern hat und ungefähr unter der geographischen Breite von Kairo liegt. Kühne Bergsteiger aus England erreichten im Jahre 1924 rund 8800 Meter über dem Meerespiegel. Nur eine kurze Strecke trennte sie vom Ziel, wahrscheinlich hat ihr Sauerstoffapparat seine Dienste verpflegt, so daß sie zu Grunde gehen mußten. Die Kälte belief sich auf etwa 50 Grad, der Luftdruck beträgt in dieser Höhe etwa zwei Siebentel von dem auf dem Erdboden. Wir würden dort gleich von der Berghöhe befallen werden. Wasser ist da oben selten zu finden, bei dem geringen Luftdruck siedet es schon bei etwa 78 Grad. Hätte man auf dem Mount Everest nach allen Seiten hin freien Ueberblick, so könnte man bei klarem Wetter rund 380 Kilometer weit sehen, etwa so weit, wie Berlin von der Nordsee entfernt ist.

Wir begeben uns in das Meer, und zwar dorthin, wo die tiefste Stelle liegt. Delfisch von den Philippinen-Inseln befindet sich eine Meerestiefe, deren Tiefe das deutsche Schiff „Blauet“ im Jahre 1912 durch ein Lot mit 9788 Meter festgestellt hat. Der ganze Mount Everest könnte hier versenkt werden und er würde noch etwa 1000 Meter unter dem Meerespiegel liegen. Die Temperatur beträgt hier nur wenig über 0 Grad. Tiefe Dunkelheit lagert über dem Meeresboden. Der Wasserdruck ist ein ungeheurer, bald tausendmal stärker als der Luftdruck auf ebener Erde. Wir würden vollständig zerquetscht werden. Herausgebrachte Tiefseefische plagen an der Oberfläche des Meeres oft auseinander, weil dann ein ganz anderer Druck auf ihnen lastet.

Was sind aber Erhebungen und Tiefen von 9000 Metern im Vergleich zum Erdbahnmesser? Sie betragen nur ungefähr den 700. Teil und es würden auf einem Globus, der einen Durchmesser von 1,40 Meter hat, solche Höhen und Tiefen nur 1 Millimeter ausmachen.

Spanische Lotterien

Von C. v. Ungern-Sternberg-Pabst.

Die Welt ohne Karten und Würfel, ohne Lotterien und Razzien erscheint vielen nachherer und grauer! Eine zur richtigen Zeit aufgedeckte Neun hat aus dem Endlosen einen vollen Griff in das Füllhorn des Glückes gestatten und die unbekannte Göttin zur Kapitulaton zwingen. Es ist ein fälsches Sprichwort, daß Unglück im Spiel Glück in der Liebe bringe. Nein, wer auf dem Accaratist

This image shows a blank, aged, cream-colored page, likely an endpaper or flyleaf of a book. The paper has a slightly textured appearance with some faint smudges and discoloration, characteristic of old paper. The left edge of the page is bound into a dark, possibly black, cover material. There is no text or other markings on the page.